



Abend:

Zeitung.

11.

Mittwoch, am 13. Januar 1841.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Sell).

Straßburg's Fall.

(Fortsetzung.)

Friedrich gelangte in das Thor, das er wohlbesetzt fand, und nach kurzem Aufenthalt in seine gewöhnliche Herberge. Dort, da es schon zu spät war, um noch heut die Geliebte wieder zu sehen, nahm er Platz in der geräumigen Gaststube, welche von Trinkern angefüllt war, die beim Schoppen die neuesten Weltthändel vor ihren Richterstuhl zogen. Fleckenstein hörte eine Zeitlang aufmerksam zu, weil ihn aber die monströsen Aeußerungen handwerkerlicher Politik wenig erbauten, versank er bald in tiefe Gedanken, so daß ihm selbst die obligaten Faustschläge auf den Tisch, welche das Gesagte bekräftigten, nur wie fernes Getöse klangen. Da wurde er plötzlich gestört durch einen Fremden, welcher zu ihm trat und um Erlaubniß nachsuchte, sich an seinen Tisch setzen zu dürfen. Fleckenstein verneigte sich höflich, der Fremde nahm Platz und aus den Händen des Schänkmädchens seinen Wein in Empfang, den Dienst mit einem wohlgefällig aufgenommenen Scherz vergeltend. Ein gleichgültiges Gespräch kam in Gang, der Fremde warf zuweilen einen lächelnden Seitenblick auf die Politiker und musterte auch Fleckenstein, der seinerseits wahrnehmen konnte, daß der neue Gast ein junger Mann von feinem Wesen war, groß und schlank, auffallend hübsch, mit schwarzen, lebhaft blühenden Augen. Er trug ein reich gesticktes Kleid und sehr feine Wäsche. Seine Sprache war deutsch, mit fremdartigem Accent, und Fleckenstein glaubte nicht zu irren, wenn er ihn für einen Lothringer aus den deutsch

sprechenden Landestheilen hielt. Lothringen war aber damals von den Franzosen besetzt, weil der Herzog, welchen König Ludwig früher verjagte, die Bedingungen, unter welchen er im Frieden wieder eingesetzt werden sollte, verworfen hatte. So glaubte Fleckenstein in dem Fremden — falls er wirklich ein Lothringer war — Anklang der Gesinnung zu finden und äußerte sich in vorsichtiger Frage. Der Fremde war aber glatt, wie ein Kal, und als sie sich trennten, hatte er mehr von Fleckenstein erfahren, als dieser von ihm und da er beim Abschiede unumwundener zu einer Erklärung veranlaßt wurde, sagte er: „Mein Herr, es ist eine Zeit, wo man recht behutsam seyn muß, um seinen Fuß nicht auf trügerisches Eis zu setzen!“ Damit verbeugte er sich mit anmuthigem Lächeln und ließ Fleckenstein, sehr verletzt durch das Mißtrauen, das er ihm bezeigte, zurück.

Der Morgen zog dem Liebenden zu träge herauf, die Stunden, welche bis zu der schicklichen für Besuch vergehen mußten, dehnten sich ihm zu Ewigkeiten aus, endlich war es zulässig, zu gehen. Er hatte wenig geschlafen in der Nacht, seiner Mutter Worte waren ihm stets mahnend im Geiste erklingen. Hatte sie denn Recht? Durfte Katharina Günzer nie die Seinige werden? Auch dann nicht, wenn Er Herr zu Fleckenstein seyn würde? Er erschrock vor diesem Gedanken, der seines Vaters Tod zur ersten Staffel seines Glückes machte!

Dann zog die Geschichte seiner Liebe in seinem Gedächtnisse wieder auf, er verlebte jede Stunde, die er in Katharina's Nähe verbracht, noch einmal. Er hatte sie

zuerst bei einem Freischießen in Straßburg gesehen, wo ihr frischer Liebreiz ihn bezaubert, dann war er im Hause seines früheren Lehrers, welcher jetzt lutherischer Prediger an der Thomaskirche war, dem Mädchen wieder begegnet, das mit der Tochter des Predigers in genauer Freundschaft stand; hier hatte er sie näher kennen gelernt — wenigstens glaubte er das! — Ihre Herzengüte, ihr leichter, fröhlicher Sinn, die unverkennbare Neigung, welche sie zu dem jungen Manne, der ihr seine Hulldigung bot, an den Tag legte, hatten ihn bald unauslösllich gefesselt — und der gute Prediger, der in Angelegenheiten dieser Welt weder Urtheil noch Scharfblick hatte, war oft bis zu Thränen gerührt über das dankbare Gemüth seines ehemaligen Schülers, der ihn immer häufiger besuchte. Es geschah jedoch, daß die Liebe des Junkers von Fleckenstein zu der schönen Günzerin bald Stadtgespräch in Straßburg wurde; auf welche Weise, konnte Friedrich nicht errathen. Eine entrüstete Edelfrau, welche mit der Freiin verwandt war, schrieb ihr einen langen Brief in hieroglyphischem Deutsch und die besorgte Mutter stellte ihren Sohn zur Rede. Man hat indessen noch selten bemerkt, daß sich die Liebe durch Vorstellungen ersticken läßt und so änderte sich auch hier im Wesentlichen nichts, als daß Friedrich seine häufigen Besuche in Straßburg einstellte, nur von Zeit zu Zeit seine Geliebte wieder sah, und nicht mehr so vertrauensvoll in die Zukunft blickte, wie einst. Der alte Freiherr hatte keine Ahnung von diesem Verhältnisse, sonst würde der Sohn unter seinem schweren Jorne gelitten haben.

Es war Sonntag und der Gottesdienst vorüber, als Friedrich in das Haus trat, wo Katharina, die ihn vom Fenster aus hatte kommen sehen, mit klopfendem Herzen auf ihn wartete. Sie war allein, ihr Vater hatte sich, mit wichtigen Geschäften überhäuft, in sein Zimmer geschlossen, bekümmerte sich überhaupt wenig um sie und hatte sie von ihrer frühesten Kindheit an, wo sie die Mutter verloren, unter der Obhut einer nachsichtigen Muhme aufwachsen lassen. — Die Letztere war nun seit einigen Jahren auch todt und Katharina völlig ihre freie Herrin geworden.

„Sehe ich Euch endlich einmal wieder!“ rief sie Friedrich lebhaft entgegen. „Schon glaubte ich, Ihr hättet mich ganz vergessen. Was fehlt Euch? Ihr seht blaß aus, Euer Auge blickt trübe — seyd Ihr krank?“

Friedrich wußte selbst, daß die schlaflose Nacht Spuren auf seinem Antlitze zurückgelassen hatte, er erklärte der Geliebten, nachdem er sie feurig bewillkommt, wie nur die Sehnsucht nach ihr seine Ruhe getrübt und fragte nach Allem, was sie betraf und nur für einen Liebenden

Interesse hat. Sein Auge hing trunken an dem ihrigen Alles, was seine Mutter, was die eigene Vernunft ihm gesagt hatte, war in diesem Momente vergessen.

Katharina war ein schlankes, üppig geformtes Mädchen von schmiegsamem Wuchs, blendendem Teint und dem frischesten Inkarnat der Wangen; ihre Züge entsprachen nicht eben den Regeln der Schönheit, aber sie waren sehr interessant und wurden es noch mehr durch ihr lebhaftes Geberdenspiel und ein paar lockende Feueraugen, deren Blick selten traf, ohne zu zünden. Daß die schöne Straßburgerin auch in ihrem Kreise Bewunderer fand, daß sich Viele um ihre Gunst bewarben, war natürlich; selbst das allgemeine Gerede, der Erbe der Herrschaft Fleckenstein freie um sie, schreckte nicht davon ab und Friedrich war keineswegs ohne Eifersucht. Es gab daher zuweilen kleine Fehden unter den Liebenden, weil Friedrich verlangte, sie solle alle Männer durch kalten Stolz von sich fern halten, und Käthchen's Sinnesart dieser Forderung durchaus nicht entsprach. Auch heute gab sie selbst durch ein paar hingeworfene Worte, durch eine Reckerei Anlaß dazu, daß Friedrich in seiner Besorgniß, ihr Herz zu verlieren, bestärkt wurde und sich bitter über sie beklagte, die seine Liebe, der kein Opfer zu hoch und schwer sey, nicht mit einer gleichen erwidere. Käthchen wies diese Beschuldigung zurück, es gab eine kleine Scene gegenseitiger Berthürungen, die am Ende mit der gewöhnlichen Versöhnung und einem langen, innigen Kusse schloß.

„Sieh da!“ rief es in diesem Augenblicke mit Füsteltönen hinter den inbrünstig Verschlungenen.

Beide prallten auseinander. Der Vater Katharina's stand in der Thüre. Unwillig über sich selbst ging ihm Friedrich entgegen und wollte sprechen, aber der Stadtschreiber schnitt ihm das Wort ab.

„Habe schon längst Alles gemerkt und gewußt, Junker Fleckenstein,“ sagte er sich die Hände reibend. „Besuche galten nicht mir, nicht Magister Buccellario, nicht unserer schönen Reichsstadt, — nur amoris causa kamt Ihr gen Straßburg. Will hoffen in Büchten und Ehren!“

Katharina warf mit schmollendem Erröthen ihr Köpfchen zurück. — „Herr Stadtschreiber!“ rief Fleckenstein.

„Will damit sagen, in rechtmäßiger Absicht auf sozthanes Jüngferlein!“ fuhr der Stadtschreiber fort. „Wir werden ein Mehreres darüber sprechen. Ihr verzeihet, daß ich jetzt nicht weiter Eurer gewärtig seyn kann — wichtige Amtsgeschäfte — nöthige Gänge — gemeiner Stadt Bestes! Lasset Euch mein Haus gefallen — gute

Freunde, ein paar Bettern zum Mittag! Du, Râthe, sprich, daß der Junker Dein Gast bleibt. Auf Wiedersehen, Wiedersehen!"

Der dürre Mann warf noch einen schielenden Blick unter seinen buschigen Augenbraunen auf das Paar, dann eilte er aus dem Zimmer und wenige Minuten darauf sah ihn Friedrich, der in sehr mißbehaglicher Stimmung zurückblieb, das Haus verlassen und mit starken Schritten die enge Straße hinuntereilen.

"Friedrich!" sagte Katharina schmeichelnd, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte.

"Ich habe gegen Dich, gegen Deinen Vater gefehlt!" rief Fleckenstein, aus seinem düsteren Sinnen aufgehend.

"Wodurch?" fragte sie mit offenem Ausblick.

"Ich habe nicht redlich, nicht männlich gehandelt," sagte er. "Ich hätte mein Gefühl für Dich verbergen sollen, bis die Verhältnisse mir erlaubt hätten, offen und frei um Dich zu werben. — Daß ich mich nicht bezwingen konnte hat mich in diesem Momente bestraft. Ich werde in den Augen Deines Vaters als ein —"

"O still doch!" unterbrach sie ihn. "Den Vater überlaßt mir. Er hat überhaupt seit einiger Zeit den Kopf so voll, daß er Mittags nicht mehr weiß, was er Morgens gethan hat. Laßt mir die Sorge, ihm Alles zu sagen und stört uns die schöne Stunde nicht durch Grübeleien. Ihr liebt mich, nicht wahr?"

"Katharina!" rief er glühend.

"Mehr brauche ich nicht!" fuhr sie lebhaft fort. "Ich liebe Euch auch und so sind wir Eins. Seht Euch! Glättet die Stirn, sie paßt nicht zu Eurem schönen, gestickten Kleide. Wie ist dieß Muster geschmackvoll! Auch Ringe? Ihr trugt sonst keinen! Gesteht mir, der schöne Stein ist von einem schmucken Fräulein, ich werde auch eifersüchtig werden."

"Von meiner Mutter, Katharina," sagte Friedrich sanft. —

"Wer's glaubt!" lachte sie. "Schenkt mir den Ring."

"Katharina! den Ring von meiner Mutter?" entgegnete er beunruhigt. "Ich darf es nicht. Fordere sonst was Du willst; Du hast mich noch keinen Wunsch vernehmen lassen, es würde mich glücklich machen, Deine kühnsten zu erfüllen, so es in meiner Macht steht."

"Den Ring, sonst nichts," sagte Katharina. "Kein Opfer zu hoch und schwer! sagtet Ihr. Beweiset mir das."

Er blieb fest, es war ihm, als sage er sich ganz von den Seinigen los, wenn er den Ring, den ihm die Mutter

in einer Wehestunde geschenkt, von sich gebe. Katharina brach endlich in Thränen aus.

"Verlaßt mich, Herr v. Fleckenstein," schluchzte sie. "Ihr habt mich grausam getäuscht."

Er zog die Widerstrebende in seine Umarmung, nicht achtend, daß sie zum Fenster geflüchtet war und ihre Gruppe, wie sie sich Anfangs sträubte, dann aber voll Gluth und Liebe an seine Brust sank, von außen gesehen werden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen von Thuringus.

Ein kleiner Roman. — Eine junge Dame in Paris hatte einen Geliebten, der dem Spiele sehr ergeben war. Sie legte ihm, als sie auf ein halbes Jahr zu ihrem Oheim und Vormunde in die Bretagne reisen mußte, eine Prüfung auf; sie versprach ihm Herz und Hand und damit ihr großes Vermögen, wenn er während ihrer Abwesenheit nie spiele; und versicherte ihm zugleich, sie werde ihn genau beobachten lassen. Alfred versprach Alles, was sie verlangte, widerstand allen Anerbietungen und Aufforderungen zum Spiele und unterhielt sich in der Gesellschaft, welche er gewöhnlich besuchte, um das Spiel zu vergessen, mit einem jungen geistreichen Mädchen. Er vergaß dabei wirklich das Spiel; aber das Mädchen wurde ihm endlich unentbehrlich; er besuchte die Gesellschaft bald nur um ihretwillen, vergaß die frühere Geliebte, und heirathete dasselbe kurz vor der Rückkehr dieser. Die Verschmähete erfuhr ihr Unglück noch am Tage ihrer Ankunft und schon am zweiten verschloß sie sich für immer in einer klosterähnlichen Anstalt.

Der gesangreichste und geschätzteste Vogel Candia's ist die einsame Amsel, welche sich auf den Höhen der Berge aufhält und die Einöde mit ihren wohlklingenden Tönen erfüllt. Die Griechen nennen sie den Felsenvogel, die Türken die Felsennachtigall. Sie ist in der ganzen Türkei wegen ihres Gesanges sehr gesucht und wird selten unter 100 Reichsthaler gekauft.

U n d e n W i n t e r .

Von Adolf Bube.

Willkommen mir im Wirbelfall der Flocken,
Willkommen mit dem frischen Hauche,
Wie unter Bäumen voll kristall'ner Locken,
So dort am schimmerreichen Strauche!

Willkommen in dem weiten Schneefeld,
Auf dem der Sonne milde Strahlen
Sich, wie auf einem großen Silberschild,
In bunten Farben blendend malen.

Swar duften jetzt nicht Eiß' und Purpurrosen,
Und aller Vögel Lieder starben,
Kein Zephyr weht mit grünem Laub zu kosen,
Und nirgends prangen Obst und Garben.

Jetzt seh' ich keine muntern Lämmlein grasen
Bei'm Klang der leichten Haserflöte,
Jetzt sieht kein Hirt' bei'm Liebchen auf dem Rasen,
Bis sanft verlöscht die Abendröthe. —

Doch mich entflammt auch Eis zu Liebesklängen,
Und hoch am blauen, reinern Himmel
Glänzt reiner, mich begeisternd zu Gesängen,
Stern bei Gestirnen im Gewimmel.

Es schwingt sich leichter von dem Erdenballe
Die Seel' hinauf in jene Ferne,
Preist, Gott des Winters, Dich im Hymnenschalle,
So wie Dich preist die Pracht der Sterne!

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Beschluß.)

Ich rufe mein Töchterchen zurück und sage, auf den wahren Bettler zeigend: „Dem gib das Geld, Tielchen.“ Aber das Kind schauderte: „Si, Väterchen,“ sagt sie, „der ist garstig; unser armer Mann ist hübscher!“ — „Sieh her!“ rief ich, ihr das Geld nehmend, um es dem Bettler zu reichen, — doch dieser war von der Platzpolizei schon aus dem Bereich der Leute befördert worden; — ich warf das Geld weit fort, der hübsche Arme bei dem Bierglase und dem Kaffeeservis sollte es nicht haben. — In der That ist es auch kein Bettler; er zahlt Gewerbesteuer und ist — ein Herr. Bettler haben wir gar nicht; sie sind im Dohsenkopf und auf dem Zuchthaus. Natürlich! da sie nicht betteln sollen — stehlen sie. Wahrlich man sollte betteln lassen, damit unsere Kinder Barmherzigkeit üben lernen; man sollte betteln lassen, damit die Bettler nicht stehlen. — Dieß ist so mein vollkommener Ernst, daß ich d'rauf und d'ran bin, ein Buch über dieß Thema zu schreiben. Anstatt den Unfug der Bettelerei zu beseitigen, erklärt man Bettelerei überhaupt für Unfug — mit welchem moralischen, ethischen, religiösen Rechte? Doch genug hiervon hier. Ich komme auf das Gratuliren zurück. Man hat es abgeschafft, — man hätte sollen die Weihnachtsgeschenke abschaffen; es giebt keine ärgere Plage, es giebt nichts Gehässigeres. Schenke man den Kindern Pfefferkuchen und Spielzeug, aber damit Basta. Die bei weitem größte Zahl der Familienväter, namentlich in Berlin, wo mit den Weihnachtsgeschenken so arger Mißbrauch getrieben wird, ist so situiert, daß die Einkünfte eben von der Hand in den Mund reichen; die ungeheuere Mehrausgabe der Weihnachtszeit derangirt die Oekonomie stets so, daß sie nur durch Opfer wieder in Ordnung gebracht werden kann. Es ist eine wahre Kriegskontribution. Unzählige gerathen bloß dadurch in Schulden und so in's Unglück; Tausenden werden die Festtage dadurch Leidenstage, und das nicht bloß den gebrandschatzten Gebern, sondern auch den Beschenkten, denn unter zehn, namentlich vom Gesindebestand, ist nicht Einer mit der Gabe zufrieden und die unmittelbare Folge davon ist Zerwürfniß mit der Brodherrschaft, Widerwilligkeit und Hauszank. Mit einem Geschenk von 3 Thaler Werth ist kein Dienstmädchen zufrieden, und wenn sie bei einem armen Schneider oder Schuster dient. Das Schlimmste ist, daß Leute von Vermögen das Gesinde dadurch verderben, daß sie es unsinnig beschenken mit 10 bis 50 Thaler haarem Gelde, mit Umschlagetüchern und Tibetkleidern. Wahrer Wahnsinn ist das! Alle Bestimmungen der Gesinde-Ordnung können das nicht wieder gut machen. Nächst dem Gesinde ist das Heer der Nichten, Basen, Kousinen, Tanten, Schwägerinnen, Nichten, Großnichten und Enkel zc. zc. die Heu-

schreckenplage der Weihnachtszeit. Wehe, wenn Sie nicht Allen schenken, und wehe, wenn Sie nicht zur Zufriedenheit schenken; Sie werden sich eben so viele Feinde gemacht haben als Beschenkte sind. Hol's der Geier!

Schließlich noch ein Wort vom Theater und Aehnlichem. Außer mehreren Menagerieen haben wir auch Kraber aus der Wüste Sahara hier und einen Elephanten, der dem Abdeklader in der Schlacht bei Leipzig oder sonstwo von den Franzosen abgenommen worden ist. Jene, die Kraber, sollen fliegen können wie Rebhühner, und dieser, der Elephant, sagt man, spricht fertig französisch und soll einen Bart à la jeune France tragen. Außer diesen Notabilitäten giebt es zur Zeit hier einen äußerst kleinen Zwerg von sehr großem Herkommen (er ist, glaube ich, ein italienischer Duca oder Marchese) und wiederum einen Riesen, der von so kleiner Abkunft ist, daß er es nicht höher gebracht hat, als bis zum Cicerone in einem Wachsigurenkabinet; er ist ebenfalls ein Italiener, aus Mailand, wenn ich nicht irre, und so ist Italien bei uns eben so wohl nach seiner Größe als nach seiner Kleinheit repräsentirt, also ebensowohl für die Enthusiasten als für die Nicolaiten. Alle diese Thiere und Menschen können uns aber nicht für den Verlust eines Vogels entschädigen, der uns davon geflogen ist: die Löwe, unsere Nachtigall. Man sagt, sie habe auf 10 Jahre Kontrakt machen, und nach Ablauf dieser Zeit 1200 Thaler Pension haben wollen, was ihr aber abgeschlagen worden. Ich kann aber weder glauben, daß die treffliche Sängerin in ihren Ansprüchen so maßig, noch daß die Intendanz des eigenen Vortheils so wenig kundig oder begierig gewesen wäre. . . . Gott weiß! — Außerdem ist Herr Hendrichs fort. Seine Stellung hat ihm hier nicht gefallen und er hat seinen Kontrakt für aufgelöst erklärt. Da das Publikum ihm wohlwollte, seine Kollegen ihm nichts arges thaten und die Rezensenten ihn lobten, so muß er wohl mit der Intendanz zerfallen seyn. Es ist das erste Mal, daß ein Schauspieler die königliche Bühne in dieser Weise und aus diesem Grunde verläßt.

Und nun zum Schluß noch ein Wort von den Weihnachtsgaben. Von den Materialisten, bei denen die Dienstmädchen den Bedarf ihrer Herrschaft entnehmen, erhalten sie zu Weihnachten in der Regel ein Geschenk an Kaffee, Zucker u. dergl., von den Bäckern: Weihnachtstollen zc. Nun höre ich eben, daß ein Kaufmann bei allen Kutschern, Hausknechten, Köchinnen und Dienstmädchen, die im Laufe des Jahres Waare von ihm entnommen haben, einen Ball auf dem sogenannten Mehlhause gegeben hat!! Ich bitte die Herren Kaufleute in Dresden, das nachzuahmen; probatum est.

Leben Sie wohl. Gott erhalte Sie und unsere freundlichen Leser, und schenke Ihnen Allen ein so liebes freundliches und segenvolles Jahr, daß Sie genöthigt seyn mögen, einen Ring in's Wasser zu werfen. Adieu, adieu.

Cohnfeld.